



Zahlreiche Legenden ranken sich um die Herkunft der Krokusse. Eine dreht sich um ein Burgfräulein, dessen Gemahl die Krokusse vom Kreuzzug mitgebracht haben soll.

Foto: Imago Images

# Krokusse und ein alter Friedhof

Die wilden Krokusse haben den kleinen Ort Bad Teinach-Zavelstein überregional bekannt gemacht.

Aber auch sonst gibt es dort in einiges zu entdecken, wie beispielsweise den „Gotsacker“ **VON ANNETTE FRÜHAUF**

**D**ie wilden Krokusse zaubern lila Farbleckse in die Natur rund um den Ortsteil Zavelstein. Spätestens im März schaffen es die ersten zarten Blütenköpfe ans Tageslicht. Jetzt am Morgen sind die winzigen Kelche noch geschlossen. In den Tautropfen verfassen sich erste Sonnenstrahlen. Nur zögerlich öffnen sich die Blüten, bis sich nach und nach ein lila Teppich auf den Wiesen ausbreitet. Was für eine Pracht! Am besten kann man die Blumen auf dem knapp fünf Kilometer langen Krokusweg bewundern, der rund um den Ort verläuft. Einst war Zavelstein die kleinste Stadt in Baden-Württemberg. Seit der Gemeindereform ist Zavelstein ein Ortsteil von Bad Teinach-Zavelstein.

Zahlreiche Legenden ranken sich um die Herkunft der Krokusse – irgendwoher müssen sie einst gekommen sein. Eine Geschichte besagt, dass die Mönche des Klosters im nahen Hirsau beim Safranbau auf die Blumen gestoßen sind. Allerdings lässt sich aus dem Zavelsteiner Krokus kein Safran gewinnen. Es ist kaum vorstellbar, dass die Mönche den Unterschied zwischen Frühlingskrokus und den im Herbst blühenden *Crocus sativus*, mit den teuren Blütenfäden, nicht kannten. Eine andere Geschichte dreht sich um ein Burgfräulein, dessen Gemahl die Krokusse vom Kreuzzug mitgebracht haben soll. Am wahrscheinlichsten scheint aber zu sein, dass der württembergische „Spitzendiplomat“ Benjamin Buwringhausen von Wallmerode, der 1616 mit der Herrschaft Zavelsteins belehnt wurde, die ersten Pflänzchen von einer Italienreise mitgebracht hat und im Schlossgarten

anpflanzen ließ. Fest steht, dass die farbigen Hingucker auf dem Rückzug sind. Die extensive Landwirtschaft führt zu immer mehr Heuernten, bis zu fünfmal jährlich werden die Wiesen gemäht. Damit bleibt dem Samen keine Zeit auszureifen, der ein paar Jahre zur Blüte benötigt. Immer mehr Flächen werden auch für den Anbau von Mais und Getreide genutzt und zu viel Dünger macht den Krokussen ebenfalls zu schaffen. Inzwischen wurden mit den Landwirten Maßnahmen zum Schutz der Blumen vereinbart. 2014 legte der Schwarzwaldverein Zavelstein eine Streuobstwiese an, die nur zweimal im Jahr gemäht, aber nicht gedüngt wird. Hier wachsen jetzt zwischen den über 25 unterschiedlichen Apfelbäumen kleine blaue Kissen. Hie und da schauen ein paar hellere und sogar weiße Köpfchen daraus hervor. Die Streuobstwiese mündet an dem Spinnerin-Kreuz-Weg, der auf dem Krokusweg, am nördlichen Ortsrand von Zavelstein liegt. Hier steht direkt neben einer Bank ein Feldkreuz. Es erinnert an die Spinnerin, die 1447 hier in eine Wolfgrube gestürzt ist. Auch in den Gärten der Zavelsteiner wachsen Krokusse um die Wette. Durch die Krokusstraße geht es wieder in den Ort hinunter, und direkt zum „Gotsacker“.

Das Tor zum alten Friedhof quietscht leicht beim Öffnen, obwohl es so aussieht, als wäre es schon Jahrzehnte in Betrieb. Beim Eintreten blicken die Besucher direkt auf den riesigen Baum der Erinnerungsstätte. Seit 1979 ist der imposante Mammutbaum, hier und spendet Trost, Schatten und Stärke. Kleine Kärtchen hängen an seinen unteren Ästen. Beim Näherkommen liest

**„Der bewusste Umgang mit dem Tod ist immer mehr verloren gegangen. Stätten wie der Gotsacker in Zavelstein geben ihm auch zu Lebzeiten Bedeutung“**

man Zitate und Gedanken bekannter und weniger bekannter Persönlichkeiten zum Thema Sterben. Der „TrostWortBaum“ ist das Zentrum des Friedhofs. Um ihn herum sind alte Grabsteine verteilt. Früher war der Tod in den Großfamilien ein zentraleres Element, integriert in den Alltag und Teil des Lebens. Ein geliebter Mensch starb meist dort, wo er zuhause war. Inzwischen sind immer mehr Aufgaben rund ums Sterben an Bestattungsunternehmen übergegangen. Der bewusste Umgang mit dem Tod ist dabei immer mehr verloren gegangen. Stätten der Erinnerung, wie in Zavelstein, geben ihm auch zu Lebzeiten Bedeutung. Der Zavelsteiner „Gotsacker“ war seit Mitte des 16. Jahrhunderts Bestattungsort für Zavelstein. Da die Nutzung nach Einrichtung eines neuen Waldfriedhofs auslief, wurde er 2012 dann zur Erinnerungsstätte.

Schilder mit Informationen über das Bestattungswesen und Zavelsteins Kirchengeschichte sind über den alten Friedhof verteilt, den eine denkmalgeschützte Mauer umschließt. Die Tafeln informieren über die Entwicklung der Bestattungskultur: Ihr Brauch reicht in die Frühgeschichte der Menschheit zurück. Beim Rundgang erfährt man, dass von der jüngeren Steinzeit bis zur Bronzezeit, 6000 bis 2000 vor Christus, Verstorbene bevorzugt in hockender Stellung bestattet wurden. Von der mittleren Bronzezeit, bis 1300 v. Chr., zeugen Hügelgräber. Die Gräber der Mächtigen wurden darin mit kostbaren Grabbeigaben ausgestattet, wie beispielsweise das rund 50 Kilometer entfernte Hügelgrab des Keltenfürsten in Hochdorf an der Enz zeigt. Durch Kriege und Krankheiten waren die Kirch-

höfe, häufig Bestattungsorte im Mittelalter, oft überfüllt. Mit der Reformation wurden Friedhöfe meist in die Außenbezirke verlagert. Die räumliche Nähe zur Kirche und somit zu Gott verlor an Bedeutung. Erst 1876 entsteht in Mailand das erste Krematorium. Die kleine Ausstellung in der ehemaligen Aussegnungshalle des ehemaligen Friedhofs zeigt auch den Umgang mit Trauer früherer Generationen. Kruzifixe, Christusdarstellungen, gestickte und gemalte Haussegen und Gebetsbücher aus früheren Jahrhunderten geben Einblicke in die Religiosität.

Vom „Gotsacker“ sieht man die Burg ruine Zavelstein, die um 1200 als Stauferburg errichtet wurde und von besagtem Benjamin Buwringhausen von Wallmerode erworben wurde. Der herzogliche Baumeister Heinrich Schickhardt baute sie bis 1630 zum Spätrenaissance-Schlösschen um. 1692 zerstörten französische Truppen im französisch-pfälzischen Erbfolgekrieg die Wehranlage. Der 28 Meter hohe Turm überragt die Fachwerkhäuser. Von der Aussichtsplattform bietet sich heute ein herrlicher Rundblick bis zur Schwäbischen Alb.

Nicht weit entfernt liegt das Hotel „KroneLamm“ mit gutbürgerlichem Restaurant und Sterne-Restaurant. Drei Premiumwanderwege streifen den Ort und die AugenblickRunde Zettelberg ist eine rund 15 Kilometer lange Wanderung mit ganz besonderen Aussichtspunkten im Naturpark Schwarzwald Mitte/Nord. Einmal um den Ort geht es auf dem historischen Rundweg Zavelstein – auch wieder vorbei an der lila Pracht, deren Blütezeit man nicht verpassen sollte.

# Die Tagespost

TÄGLICH AKTUELL AUF  
www.die-tagespost.de

24. Februar 2022, Würzburg, Jahrgang 75, Nr. 8 – 4,00 Euro

## Tschüss Pille!

### Ist der Hormonknaller am Ende?

S. 2/3



Illustration: Stefanie Rielicke



COMEBACK DES JAHRES

### Was Kardinal Woelki in Köln erwartet

S. 10



IM INTERVIEW

### Ethikrats-Chefin Alena Buyx

S. 25

## Die Kirche ist kein Faktor mehr

Die Russland-Krise offenbart einen Bedeutungsverlust der europäischen Christenheit.

Zwischen den Zeiten des Mauerfalls 1989/1990 und heute liegen Welten **VON GUIDO HORST**

**A**ls Johannes Paul II. am Mittwoch, den 3. Oktober 1990, die Synodenaula des Vatikans betrat, begrüßte er die Bischöfe mit zwei Worten: „Guten Morgen.“ Auf Deutsch. In der Nacht waren die Länder der DDR der Bundesrepublik Deutschland beigetreten. Die Mauer war gefallen. Und der polnische Papst wollte den Bischöfen, die gerade an einer römischen Synode über die Priesterbildung teilnahmen, zumindest andeuten, dass er sich der historischen Bedeutung der Stunde – der Wiedervereinigung Deutschlands – durchaus bewusst war.

Aber er war natürlich mehr als nur auf dem Laufenden. Der Fall des Eisernen Vorhangs, das Ende des Kalten Kriegs, der Untergang des Warschauer Pakts und die Neuordnung Europas hatten den Slawen auf dem Petrusstuhl als einen Protagonisten gesehen. Der Papst, der aus dem kommunistischen Ostblock kam, hatte seine Rolle in den großen Umwälzungen zu spielen verstanden.

Michael Gorbatschow war zuvor in Rom gewesen. Seine Begegnung mit Papst Wojtyła hatte den Hauch einer Sternstunde. Den nach Freiheit dürstenden Polen war Johannes Paul II. Stütze und Motivation gewesen. Von Polen über den Vatikan in die Kanzleien der westlichen Mächte liefen die Kontakte – und zurück und hin und her.

Das Rad der Geschichte hat damals tatsächlich eine Umdrehung nach vorne gemacht. Und der römische Papst war dabei. Jetzt will Wladimir Putin das Rad der Geschichte zurückdrehen. Und angesichts der größten Bedrohung, die Europa und der Westen seit Kuba-Krise und Mauer-Bau erlebt haben, ist der Papst nicht mehr dabei. Die Reise von Franziskus in die Ukraine hat nicht stattgefunden. Im Vatikan geben sich in diesen hektischen Tagen der Russland-Krise die Diplomaten nicht mehr die Klinke in die Hand. Das große Wort von der „Brüderlichkeit“, das der Papst zum Schlüsselwort des interreligiösen Friedensdialogs erhoben hat, ist unter die Räder der aufmarschierenden Truppen rund um die Ukraine geraten.

Dabei geht es bei der Krise noch nicht einmal um einen Konflikt zwischen den Religionen. Russland und die Ukraine sind Kernlande der Orthodoxie. Aber im innerorthodoxen Streit sind Worte aus Rom wie ein stumpfes Schwert. Die Ukraine hin, Putin her – Papst und Vatikan sind von der Bühne völlig abgemeldet.

Das geht einher mit der zunehmenden Bedeutungslosigkeit der Kirche in Europa. Mit der Rute der Missbrauchsskandale werden die Episkopate abwechselnd durch die Gassen und medialen Kanäle getrieben. Mal in Irland, mal in Deutschland, mal in Frankreich, demnächst vielleicht auch in Spanien, Italien oder Polen. Das christliche Europa stand geeint gegen den Kommunismus. Aber aus seinem Anti-Kommunismus hat das Christentum keine Kraft bezogen. Es ging ihm wie der „Democrazia cristiana“ in Italien, die stramm antikommunistisch war, aber mit dem Ende des italienischen Kommunismus selbst zerfiel. Das christliche Europa hat nicht gelernt, so wie es die Vision von Johannes Paul II. war, aus zwei Lungen zu atmen, einer westlichen und einer östlichen. Beide Lungenflügel zerfrisst der Krebs. Den östlichen der Nationalismus, den westlichen der Hedonismus, der nicht zuletzt darin seinen Ausdruck fand, dass sich Kleriker zwecks Lustgewinn an Knaben vergriffen. Europa, du bist alt geworden, so die Diagnose von Papst Franziskus. Die Frischzellenkur kann nur aus der Mitte der Heiligen Schrift und der Offenbarung kommen. Für neue Formen von Gemeinschaft, in denen das intellektuelle und tugendhafte Leben weiterleben kann, warb der Philosoph Alasdair McIntyre in seinem Buch „Der Verlust der Tugend“ und prägte den berühmten Satz: „Wir warten nicht auf einen Godot, sondern auf einen anderen, zweifelsohne völlig anderen heiligen Benedikt“. Der Boden ist bereitet. Aber es wird nicht genügen, einfach gegen etwas zu sein. Der Neuanfang muss schon ein positiver sein. Was eigentlich zur DNA des Christentums gehört.

### KOMMENTAR

## Aus Fehlern lernen

VON STEFAN REHDER

Die Spirale der Angst ist nicht endlos. Über weite Strecken der Pandemie schien das anders. Doch in dem Maße, in dem die Angst vor der Virusvariante Omikron schwindet, weitet sich nun der Blick, beginnt anderes ins Sichtfeld zu drängen. Dinge, die vorher auch schon da waren, aber ausgeblendet wurden. Ob geflissentlich, fahrlässig oder – in der Hitze des Gefechts – versehentlich, wer vermag das schon mit Bestimmtheit zu sagen? Zu dem neu Gesehenen und öffentlich Bedachten gehören nun auch die Kollateralschäden. Allen voran die sekundäre Krankheitslast, die bei Kindern und Jugendlichen besonders schwer wiegt.

Im Interview mit der Tagespost (S. 25) äußert sich dazu auch die Vorsitzende des Deutschen Ethikrats, Alena Buyx. Dabei benennt die Medizinethikerin, Philosophin und Soziologin, die im vergangenen Jahr „für ihren Einsatz für den gesellschaftlichen Zusammenhalt während der Coronakrise“ mit dem „Deutschen Nationalpreis“ geehrt wurde, auch Fehler im Management der Pandemie. Nicht plakativ und anklagend, sondern differenziert und wertschätzend, um die Monstrosität der Aufgabe wissend. Wer das Interview aufmerksam liest, wird feststellen, dass die Kommunikation einzelner Sachverhalte nicht das Einzige ist, was aus Sicht der gebürtigen Münsterländerin, zu deren Natur offenbar gehört, um Ausgleich bemüht zu sein, noch „Luft nach oben“ hat.

„Wir werden in ein paar Monaten einander wahrscheinlich viel verzeihen müssen“, orakelte im Frühjahr 2020 mit dem damaligen Gesundheitsminister Jens Spahn ein anderer Münsterländer. Ein Satz, der sich als durch und durch wahr erwiesen hat und daher auch zu denen zählt, die die Pandemie überdauern werden.

Und in der Tat: Der sich weitende Blick sollte nicht dazu verleiten, nun Schuldige ausfindig machen und abstrafen zu wollen.

Stattdessen muss es darum gehen, Fehler zu identifizieren und zu benennen, um aus ihnen zu lernen und sie nicht wiederholen zu müssen. Christen, die von ihrem Namensgeber zur Nächsten- und sogar Feindesliebe gerufen sind, könnten hier mit gutem Beispiel vorangehen.

**SYMBIOSE DER MACHT** Wie die russisch-orthodoxe Kirche das System Putin stützt, erläutert IGFM-Chef Martin Lessenthin im Interview **S. 7**

